

1. Preis

Wettbewerbstext zum Schreibwettbewerb 2015 «Warteschleife»

Kategorie Glory

von Jörg Roos

2013

MUTTER STARB GEKRÄNKT, dachte ich.

Als ich sie sah, wollte ich mich sogleich beschweren, aber die Krankenschwester, die mich im Lift ins Untergeschoss begleitete, war ja schon wieder weg. Sie war während der Operation dabei.

Mutter hat den Oberschenkel gebrochen, stieg aus der Dusche und fiel, erzählte die Nachbarin. Die Reihenfolge war wohl umgekehrt. Erst stieg sie aus der Dusche, dann fiel sie hin und dann hat sie den Oberschenkel gebrochen. Die Nachbarin hat mir nach Triest telefoniert.

Die Krankenschwester begleitete mich also zum Totenzimmer. Sie sagte, die Operation sei gut verlaufen. Gleich danach wollte Mutter wieder nach Hause. Ich muss nach Hause, die Katze ist allein, hat sie gesagt, sagte die Krankenschwester. In der darauf folgenden Nacht dann das – stirbt sie. In der letzten Lebenssekunde drückte sie zum Abschied den Alarmknopf. Als ich ins Zimmer kam, war sie tot.

Sie können jetzt Abschied nehmen, sagte sie und verschwand durch eine Tür. Ich dachte die sind gekränkt, das Spital ist gekränkt und der Oberarzt und die, die sich aus dem Staub gemacht hat, weil Mutter sich operieren liess, wo sie keine Lust mehr am Weiterleben hatte. Als der Krankenwagen sie im Spital ablieferte, fühlte sie sich zur Operation quasi verpflichtet, obwohl sie lieber gestorben wäre, dachte ich.

Wie sollte ich Abschied nehmen? Mutter war ja schon tot, als ich in Triest ins Auto stieg.

Es war drei Tage her, seit sie im Untergeschoss lag. Sie haben sie auf diesen fahrbaren Tisch gelegt dessen Höhe einer Anrichte gleich war. Arbeitshöhe um Gemüse zu rüsten. Ein Meter von diesem Tisch entfernt blieb ich stehen. Ich begann das Ausmass der Achlosigkeit zu begreifen mit welcher sie hingelegt worden war. Der Kopf lag auf einer Art Kissen, stand aber über den Tischrand hinaus, hing fast, der Nacken stützte ihn irgendwie vor dem baumeln. Der Unterkiefer neigte gegen den Hals. Der Mund war weit aufgesperrt, als wäre das Gehege der Zähne geöffnet worden, um das Leben entweichen zu lassen. Goldkronen funkelten aus dem Schlund. Ein Leintuch sollte wohl den ganzen Körper bedecken, aber eine Schulter schaute darunter hervor. Kein Leichenhemd! Lag Mutter etwa nackt unter dem Tuch? Ich trat ans Totenbett heran, in der Absicht sie so zu betten, dass ihr Kopf nicht mehr überhängen und der offene Mund sich schliessen würde. Aber irgendetwas hinderte mich daran, Mutter anzufassen.

Der Abschiedsraum war mit Holzwerkstoffplatten auf Boden, Wänden und Decke ausgekleidet, die Sichtflächen mit geschälter Buche furniert, – für die Lebenden hergerichtet. Mutter tat mir leid, weggestellt, aus dem Weg geräumt, allein da unten. Ich konnte ihr nicht mehr helfen. Nach

fünf Minuten ging ich wieder. Heuchelei, dachte ich. Statt einen Keller mit Buchenfournier herzurichten wäre ein Raum mit Fenstern, oder die Terrasse über dem Haupteingang angebracht gewesen.

Auf dem Weg zum Parkplatz, lief mir die Krankenschwester hinterher. Sie wollte wissen, ob ich der Einzige sei, der von Frau A. Abschied nehme.

Ja, sagte ich.

Seit drei Tagen ist sie in der Warteschleife zum Krematorium, fügte sie an.

Das war zuviel.

Soll das eine Beschuldigung sein? Wie bitte? Vorwürfe haben mir gerade noch gefehlt, schrie ich sie an.

Dann liess ich sie stehen.

Sie können jetzt aufräumen, dachte ich im Gehen.

Zwischen Haupteingang und Parkplatz war eine weite Asphaltfläche. Die Gummisohlen meiner Schuhe setzten geräuschlos auf. Irgendwo stand mein Auto. Ich ging hin und her, bis es vor mir war.

Der Motor des Hyundai heulte auf. Ich stand wie blöd auf dem Gaspedal. Das Blech des Wagens dröhnte, wie Triest jeden Freitag Abend, wenn das Kreuzfahrtschiff ablegt, das Signalhorn dreimal hintereinander die Stadt erschüttert.

Das letzte Mal als ich kam, hast du am Fenster gesessen und auf die Strasse hinunter geschaut. Ich habe gefragt, wie geht es dir und du hast gefragt, möchtest du einen Kaffee haben? Kaffee? Ja..

Der Letzte den ich mit Mutter getrunken habe war der Allerletzte. Ich habe das ausser Acht gelassen. Gedankenlos, unbedacht, dass einmal der letzte Kaffee getrunken sein wird.

Ich blieb in der Stadt, bis die Post die Urne mit der Asche brachte. Dann nahm ich Mutter mit nach Triest.

Laudatio

zum Wettbewerbstext von Jörg Roos, Gewinner des 1. Preises

«Mutter starb gekränkt». So steigt Jörg Roos in den diesjährigen Wettbewerb ein. Ein Satz, der Fragen an den Text aufmacht. Kann jemand gekränkt sterben? Sterben wir nicht alle gleich, und zwar unbedingt? Ist der Tod nicht gerade die Abwesenheit von Gemüt?

Die Tote hat sich nach dem Hinfallen in der Dusche zu einer Operation verpflichtet gefühlt, obwohl sie doch lieber direkt gestorben wäre. Hier klingt ein lakonischer Ton, der die sichere Gewissheit des Todes in ein humorvolles Licht rückt. Dass dies so souverän gelingt, ist eine grosse Leistung. Der Text lässt uns auf erfrischend komische Weise über den Tod nachdenken. Der Abschied von der Toten ist nicht weniger absurd: Der Leichentisch ist auf «Arbeitshöhe, um Gemüse zu rüsten», kommentiert der Sohn und Ich-Erzähler. Ein Kopfnicken in Richtung Albert Camus' «L'Etranger»? Auch dort hält ein Sohn bei der Mutter Totenwache und erkennt die Absurdität des Lebens.

Wie auch bei Camus kann dieses Leben glücklich gelebt werden. Das zeigt sich dem Ich-Erzähler in der Erinnerung an Gespräche mit der Mutter. Und wie bei Camus kommt diese Erkenntnis für die Figur allerdings zu spät und offenbart sich erst im Verlust: Bei der Mutter kann kein Kaffee mehr getrunken werden. «Übel», kommentiert der Sohn, «ich habe das ausser Acht gelassen».

Zum Ende kippt der Text dann in eine andere Richtung und greift das Thema des Schreibwettbewerbs auf. Der Verlust ist noch nicht verarbeitet. Der Satzsatz «Dann nahm ich Mutter mit nach Triest» etabliert die Asche der Verstorbenen als Reisegefährtin. Darin zeigt sich die Selbsttäuschung der Figur. Ob sie in dieser Schleife hängen bleibt, lässt der Text offen. Jörg Roos gelingt es, diese Erfahrungen in einer Kurzgeschichte für LeserInnen direkt zugänglich zu machen. Der Text ist geprägt von einer starken Bildsprache, er ist absurd, grotesk und geht sehr humorvoll mit einem wichtigen Thema um. Ein überaus gelungener Siegertext.

Ich gratuliere Jörg Roos ganz herzlich zum ersten Platz im Schreibwettbewerb 2015!

Mai 2015

2. Preis

Wettbewerbstext zum Schreibwettbewerb 2015 «Warteschleife»

Kategorie Glory

von Iris Stucki

im Vakuum

Er skizziert einen Korb auf einen leeren Papierbogen. Aus Weidenzweigen.
Er, Serge, seit anfangs Jahr arbeitslos. 61.
Ich kann etwas. Bin ein guter Mensch. Stimmt,
habe auch meine Schattenseiten.
Gut und böse,
jammern nützt nichts, Serge.
Er nippt an seiner Tasse Zitronentee.

Der Korb. Hoffentlich ist es nicht eine von diesen Übungen. Nachdem ich
sie durchgespielt habe, ich mich noch tiefer in die Leere lotse.
Denken. Alles tausendmal durchdenken. Handeln! Irgendwann etwas von
diesen wiedergekäuten Gedanken umsetzen. Mut haben zum Scheitern. Ich
meine, ein Scheitern im guten Sinne. Das mich weiterbringt.
Den Korb füllen; Menschen, die mir nahe stehen, fragen, in welcher neuen
Aufgabe sie mich sehen würden.

Was ist mein Marktwert?

– Das, was ich aus der Übung herausschälen möchte?

d e r S e h n s u c h t n a c h g e h e n

Serge startet sein erstes Interview mit Seraina. Seraina ist seine Partnerin.
58, frühpensioniert.

Welche Eigenschaften magst du an mir? Was schätzt du, das ich für dich
mache? Was dünkt dich, was ich besonders gut kann?

Mit dem Bleistift beigt Serge die Stichwörter in den Korb.

Härdöpfu mit Cheische, Louch, Rüebli, fyyn schniide, ä Suppe blodderä
lo. Döri Bohne, Bohnechrut

und, was ist mit Frühlingszwiebeln, Spargeln? Artischocke. Meinem Sinn
für die Kunst. Und, dass ich neulich für dich ein schönes Gedicht
geschrieben habe? Bedeutet dies nichts für dich?

Fünfundzwanzig Jahre sind wir zusammen. Schätzen wir noch den
anderen in seiner
Einzigartigkeit?

Oder sind wir nur noch aus Bequemlichkeit zusammen? Und jede, jeder
lebt seine Individualität aus; sagt häufiger Nein als Ja.

Eine Zitronenfaser verklemmt sich zwischen den Schneidezähnen.
Mit der Zunge tastet Serge die Lücken zwischen den Zähnen ab.

Erneute Absage.

Unter den Kandidaten habe es mehrere mit einem ausgeprägten Wissen
gegeben. Diesen hätten sie nicht absagen können. Bei mir haben sie sich
mit dem Entscheid schwergetan. Menschlich hätte ich in die Gruppe
gepasst. Ja, meinten sie, wenn sie in meinem Alter noch so spontan sein
werden wie ich, fänden sie das toll. Und sie wünschen mir alles Gute.

Und ich wünschte ihnen mit dem neuen Team auch alles Gute.

Zum zweiundzwanzigsten Mal zurück auf Position eins.
Der Sumpf.
Der Sumpf ein spannendes Biotop. Sauer. Ohne Sauerstoff. Fleischfressende Pflanzen.
Ich habe es vermasselt. Mich zu wenig gut verkauft am Vorstellungsgespräch.
Bitte, Serge. Dieser Keimling ist abgestorben.
Serge zieht seine Socken aus, steht mit den nackten Füßen auf dem Parkettboden. Bewegt seine Haluxfüsse im Kreise. Vor dem Fenster schlendern Kindergartenkinder in ihren neonfarbigen Pelerinen vorbei. Es ist Viertel vor acht.
Er noch im Pyjama.
Scham.

Jeden Tag von neuem Zeit für sich, für Seraina, haben. Statt mit hundert anderen in die Stadt zu pendeln und im Büro den nach oben ausgerichteten Vorgesetzten ausgeliefert zu sein, mit Seraina frühstücken. Mit ihr Mittagessen.

Stellenlos frei sein; die Stellensuche als Beschäftigungstherapie.
Übrigens, wie geht es dir bei der Stellensuche? Hast du schon etwas gefunden?,
fragt Martin, ein ehemaliger Arbeitskollege, in seiner Mail. Er sei vor drei Jahren auch arbeitslos gewesen. Sei dann mehrere Tage am Fenster gestanden. Habe zu viel geraucht. Sich gefragt, ob er ein guter Grafiker sei. Dann ging es irgendwie weiter für ihn.

Wenigstens Rauchen tue ich nicht.
Einen Job haben, eingebunden sein, etwas für das Ganze tun. Natürlich ist Geld wichtig.
Jobbörse. Nach einer Stunde surfen: eine Praktikumsstelle. Eventmanager. Mit der Wahl, ob ich fünfzig oder hundert Prozent arbeiten wolle. Und, wenn Hundertprozent betrage der Lohn tausendzweihundert Franken. Und ich solle mich in Social Media auskennen, InDesign Kenntnisse haben. Und, wenn ich ein eigenes Auto hätte, wäre dies von Vorteil.

wie unter einer Käseglocke;
meine Stirne gegen das Glas gepresst. Meine Handflächen festgesaugt. Feucht. Kalt. Meine Füße angewurzelt. Auf der Käseplatte mit Limburger, der vor sich hin stinkt und Gorgonzola, der vor sich her schimmelt.
Gläseriger Blick.

Reges Treiben, da draussen.
Sie werden befördert zum CEO. Reisen nach Chile, mieten ein Wohnmobil. Werden schwanger und der Partner könne eventuell seine Stellenprozente herunterfahren.

Ich? Hier drinnen
habe die Chance, mich mir anzunähern.
Entweichen kann ich nicht. Die Käseplatte ist rund. Komme immer wieder zu mir zurück. Muster. Sie sind. Wiederholen sich.
Weshalb mit Neuem beginnen? Bereits das dritte Mal arbeitslos. Ideale. Habe ich die noch?

Essen; paaren, schlafen. Essen. Mich

entleeren.

Seraina gibt mir keine Antworten auf meine Fragen. Ich muss die Antworten selbst finden.

Vermutlich ist es gerade das, was sie stark macht.

Ich. Unzufrieden. Stellenlos; spüre die brennende Kohle im Bauch.

Sie – nimmt mich in die Arme, tröstet mich, spricht mir Mut zu.

Nicht aufgeben.

Eine zweite Mail von Martin. Ich hätte ein breitabgestütztes Wissen.

Ich lege seinen Rosenkohl in den Korb.

Nehme die Frühlingszwiebeln heraus.

Laudatio

zum Wettbewerbstext «im Vakuum»

von Iris Stucki, Gewinnerin des 2. Preises

Was heisst es, arbeitslos zu sein? Einige wissen es vielleicht aus eigener Erfahrung, waren in diesen wirtschaftlich unruhigen Zeiten auch schon in dieser Situation, andere sind – vielleicht mit Glück und Können – davor verschont geblieben. Serge aber ist arbeitslos. Der Held des Textes mit dem Titel «im Vakuum» sitzt zu Hause und hat viel Zeit zum Nachdenken. So lässt er seine Situation Revue passieren, die leicht schrägen Übungen aus einem Bewerbungsratgeber, die So-tun-als-ob-Interviews mit seiner Partnerin, die wenig versprechenden Stellenausschreibungen in den Jobbörsen, die konkreten Bewerbungen, die mit den immer gleich klingenden Absagen ein Ende finden. Alltag eines Stellenlosen, der mit seinen 61 Jahren wohl schon zum «alten Eisen» gehört.

Was ist da noch möglich, was geht da noch? Soll er resignieren? Das passt nicht recht zu Serge, dem Hobbykoch und Gelegenheitsdichter, der in einer stabilen Beziehung lebt. Aber trotzdem kommt er an Grenzen, die Situation nagt an ihm, stellt ihn auf eine harte Probe. Tag für Tag. Und als er eines Morgens Kindergartenschüler an seinem Fenster vorbeiziehen sieht und er noch im Pyjama steckt, kulminiert das Ganze. Serge fühlt nur noch eines: Scham.

Dieses eine Wort etwa in der Mitte des Textes zeigt drastisch, wie Menschen fühlen können, wenn sie vom Produktionsprozess ausgeschlossen werden, an dem sie eigentlich noch teilnehmen wollen. Dieses Gefühl der Ohnmacht bringt uns dieser Text «im Vakuum» näher, das ist in den besten Momenten beim Lesen körperlich spürbar. In einer bisweilen harten und direkten Sprache, die nicht den Wohlklang in den Vordergrund stellt, wird uns aus verschiedenen Perspektiven das Porträt von diesem arbeitslosen Serge geliefert, mal aus der Innenperspektive in Form eines inneren Monologs, mal aus der Aussenperspektive. Dabei entsteht kein fertiges Porträt, das man zum Rahmen geben kann, es aufhängt und dann vergisst. Da ist Unruhe drin, kurze Sätze, lange Sätze, einzelne Wörter. Die grosse Stärke dieses Textes liegt darin, dass er die Wut von Serge, die sich mit der erwähnten Scham paart, gut nachvollziehbar macht. Dabei ist ganz wichtig: Der Protagonist Serge will kein Mitleid von uns, er will nur eines: Endlich wieder eine Arbeit haben. Der Text klagt nicht an, er zeigt. Das ist gut gemacht.

Ich gratuliere Iris Stucki herzlich zum zweiten Preis in der Kategorie Glory.

Fritz Keller, Juror, Mai 2015

3. Preis

Wettbewerbstext zum Schreibwettbewerb 2015 «Warteschleife»

Kategorie Glory

von Katrin Furler

Milchbahnhof

Das Zittern der Seile ist immer das erste. Bevor man etwas hört. Es durchläuft ihre angespannte Ruhe, als schauderten sie leicht. Selten sehe ich das, nur manchmal zufällig, wenn ich ohnehin einfach dasetze und meine Blicke lose umherschweifen lasse. Erst das leise Rucken der Seilwinde in ihrem Hüttchen und das diskrete Räuspern des Metallrades, das die Seile führt, wecken die Aufmerksamkeit.

Und fesseln sie sogleich, trotz der unüberbietbaren Monotonie dessen, was sich darbietet: zweimal jeden Tag, morgens und abends, ohne Ausnahme zur gleichen Stunde, sommers wie winters, setzt sich die kleine Seilbahn vor der Stalltür des Hofes in Bewegung, eine niedrige offene Holzkiste mit Blechdach, in der drei leere Milchkannen stehen, dicht beieinander. Manchmal sind es nur zwei, im Winter nämlich, wenn die Kühe weniger Milch geben, aber meistens drei. In blauer Farbe tragen alle dieselbe Zahl auf den Schultern, 53. Sie blättert ab. Träge zögert das Gefährt beim Anfahren, als sei ihm entfallen, wie rasch die Reise losgeht. Die vier Rädchen auf dem Seil sind voraus, die Gondel schleppt einen Moment nach. Dann schwingt sie plötzlich entschieden vor, zurück und vor, in rasch verkürzter Amplitude, bis sie sich in das Tempo gefunden hat und, ihre Last leise wiegend, hoch über die Wiesen gleitet. Lautlos, nicht schnell, nicht langsam – in behaglichem Schwung schwebt sie dahin, über den Bach, die Bäume und die Strasse, den Hang hinauf bis zum oberen Milchbahnhof beim Kuhstall jenseits des tief eingeschnittenen Tobels.

Die drei stämmigen, kurzköpfigen Kannen in ihrem schwanken Schiffchen, dicht aneinander gedrängt, wackeln jeweils ein wenig beim Passieren der Masten, wiegen die Häupter, neigen sich einander zu, kommen aber rasch wieder zu senkrechter Ruhe und setzen ihr Geplauder fort. Meine Augen folgen der Reise fast zwanghaft, als versuchten sie, auf der Netzhaut die perspektivische Verkürzung der beladenen Gondel lückenlos abzubilden. Mit verdrehtem Hals über das Geländer gebeugt verfolge ich sie, bis sie sich hinter den Baumwipfeln unwiderruflich meinen Blicken entzogen hat. Auf meinem Gesicht bleibt Heiterkeit zurück, während ich stehenbleibe, unschlüssig, als wolle ich im Bann dieser unanfechtbaren Ordnungen verharren, bis sie meine eigene Zeit zur Warteschleife schürzten.

Was dort, wo die kurze Fahrt endet, geschieht, weiss ich, obwohl ich es nicht sehe. Jeden einzelnen der Handgriffe weiss ich, vollziehen sie sich doch seit eh und je auch unter meinen Dielen: die Kannen verschwinden im Dämmer des Stalles mit seinen archaischen Geräuschen und Gerüchen, die Melkanlage summt mit den Fliegen zwischen den ergeben glotzenden Kühen, hie und da gutmütige Flüche des Bauern, das Klatschen der Kuhfladen. Frische, reine Milch fliesst, so weiss, so weiss, dass ich mich frage, wie die Kühe das Grün wegstriegen, das sie tagaus tagein fressen, wie sie das so restlos wegstriegen in ihren schweren, schmutzigen Bäuchen, dass man es nicht mal mehr ahnt in all dem Weiss.

Sie scheinen dazu weiter nichts zu brauchen als das ungestörte Gleichmass ihrer Tage und Nächte, diese immer gleichen Schleifen, die sie täglich durchlaufen: vom Stall zur Weide, von Grasbüschel zu Grasbüschel, zum Wasserloch, zum Salzstein und zurück in die Geborgenheit

des Stalles zum Melken, Kauen, Schlafen. Selten nur rennen sie, aus Übermut manchmal, aus Trotz oder vor Wonne.

Auf der weiten Wiese, eingefasst von alten Bäumen geben sie die Statisten ab für das alltägliche Schauspiel der Milchbahn, die ebenfalls ihre Schleifen zieht.

Schon kommt sie nämlich zurück, die Gondel, schwerer diesmal in den Seilen hängend, fast ohne zu schwanken, lautlos auch jetzt. Ernster und ruhiger stehen sie da zusammen, die drei Gefüllten. Eine sanfte Bremsung fängt ihren Schwung rechtzeitig ab, ohne Aufhebens treffen sie auf die Wartenden vor der Stalltür, ihnen werden niemals solche Abenteuer zu Teil, werden sie doch vom Stall vorbei am Misthaufen zum Bänkchen neben der Hütte getragen. Dort warten sie mit den andern, den Reisenden, darauf, dass sie abgeholt werden, dass der Traktor mit dem Anhänger kommt, zuverlässiger als die Gestirne, um sechs am Morgen und um sechs am Abend, mit grossem Getöse. Unterschiedslos werden die schweren Kannen hochgewuchtet, vom Bänkli, aus der Gondel und auf den Anhänger geknallt. Sachlich nehmen die leeren ihre Plätze ein, auf der Wartebank die einen, in der Gondel die mit der blauen 53.

Unscheinbar und still bleibt die kleine Station zurück. Ein kaum merkliches Schaukeln der Gondel erinnert flüchtig an vergangene Unruhe. Die zweimal drei Kannen rühren sich nicht, sie warten. Unbewegt die klaren Linien der Seile. Schnee sinkt herab. Oder Sturmböen fahren über sie hin, Regen, Frost und Hitze wechseln. Schatten kreisen im Licht bis an den Rand der Dämmerung.

Und plötzlich das leise Schaudern der Seile, sie spannen sich zitternd und schultern, dem Anruf des rostigen Quietschens gehorchend, ihre Last, um ihre Schleifen zu ziehen.

Laudatio

zum Wettbewerbstext «Milchbahnhof»

von Katrin Furler, Gewinnerin des 3. Preises

Langsam, Bild für Bild wird die Leserin in Katrin Furlers Text auf eine Reise mitgenommen, zusammen mit drei blechernen, stummen Gesellen. «Bis zum oberen Milchbahnhof beim Kuhstall jenseits des tief eingeschnittenen Tobels.»

Die Autorin lädt ein zu einer leisen, fast meditativen Fahrt, die mit dem Zittern der Seile beginnt. Bevor man etwas hört.

Und leise ergänzt sich der geschriebene Text mit Gerüchen und Geräuschen, «die Melkanlage summt zusammen mit den Fliegen zwischen den ergeben glotzenden Kühen», es klatschen die Kuhfladen – und die Leserin staunt – und lächelt – und erinnert sich.

Der Text, der mit seinem schönen Rhythmus so leicht daherkommt, lässt erahnen, dass seine Qualität nicht einfach auf schreiberischem Können, sondern auch auf sorgfältigem Arbeiten beruht.

Unaufdringlich eingesetzte Metaphern – so zum Beispiel «wenn die kurzköpfigen Kannen ihre Häupter zueinander neigen» – tolle Beschreibungen von kleinen, alltäglichen, Dingen und Begebenheiten, schaffen eine bukolisch anmutende Szenerie.

Mit ihrem poetischen Text lädt die Autorin die Leser ein, einen Moment innezuhalten, zu verweilen, zu staunen, zu warten und zu geniessen.

Ich gratuliere Katrin Furler herzlich.

Caroline Hofmann, Jurorin, Mai 2015